This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Hruby. Meine erinnerungen an
Anton Bruckner · 1901

MUS
1775
.15
.34
.200

Digitized by Google

Mus 1775.15.39.200

HARVARD
COLLEGE LIBRARY

THE BEQUEST OF
H. C. G. VON JAGEMANN
Professor of Germanic Philology
1898–1925

MUSIC LIBRARY

Digitized by Google

Meine Erinnerungen an Anton Bruckner.

◆ ◆ ◆

Von

Carl Kruby.

1901.

Friedrich Schalk's Verlag, Wien.

◆ ◆ ◆

Digitized by Google

Digitized by Google

Meine Erinnerungen

an

Anton Bruckner.

Von

Carl Kruby.

1901.

Friedrich Schalk's Verlag, Wien.

Digitized by Google

Mus 1775.15.39.200

~~Mus 1775.15.46~~

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY DEC 3 1941

Von Jagemann Bequest

Digitized by Google

An der Bahre Anton Bruckners.

Dein Werk gethan! — Nun mögen sie's beschreien,
Betasten und begucken, wie's die Art
Modernen Bildungspöbels, der im Neuen
Nur seine alten Thorheiten gewahrt,
An Nebendingen weiß sich zu erfreuen,
Weil ihm der Kern sich niemals offenbart.
Geb' das Geschick, daß Wen'ge Dich verstehen!
Gemeinverständlich sein — heißt untergehen.

Carl Kruby.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber Formen und Gesetzen,
Ueber Schranken, über Normen,
Die erdacht von Durchschnittsköpfen,
Und gewahrt von Ihresgleichen,
Steht des Genius heil'ges Schaffen,
Seiner Kunst erhab'nes Wirken!

Carl Hruby.

Noch kein halbes Jahrzehnt ist verflossen seit dem Hinscheiden Anton Bruckners, und schon sind die sogenannten „Erinnerungen" an ihn (echter und unechter Marke) beinahe Legion geworden. Doch nicht Alles kann Anspruch auf Wahrheit erheben, was unter diesem Titel segelt; oft ist es nur der allzu durchsichtige Zweck, um sein eigenes Persönchen recht breitspurig in den Vordergrund zu stellen. So ist z. B. die Geschichte von der angeblichen Zusammenkunft mit Brahms in einem Wiener Gasthause, welche kürzlich die Runde durch viele Zeitungen machte, gänzlich erfunden. Bruckner kam nie in eine derart „gemüthliche" Berührung mit Brahms und hat auch niemals Verlangen nach einer solchen getragen. Doch das nur nebenbei.

Ich glaube nun den zahlreichen Verehrern des dahingeschiedenen Meisters, sowie vielleicht auch seinem künftigen Biographen einen Dienst zu erweisen, wenn ich diese „Erinnerungen" weiteren Kreisen übergebe. Mir ist dabei, als wenn ich mich eines seit Jahren liebgewordenen geistigen Privatbesitzes entäußern würde, den ich bis jetzt im verborgensten Herzensschrein treulich hütete. Doch da es sich um eine

Digitized by Google

überlebensgroße Künstlerindividualität wie Bruckner handelt, so ist es schließlich Pflicht jedes Einzelnen, dem es noch gegönnt war, mit dem Meister in näherem Verkehre zu stehen, das Seine beizutragen, die künstlerische und menschliche Erscheinung dieses Großen den überlebenden Verehrern seiner Kunst näherzubringen und so einen neuen Stein dem Mosaikbilde des Unsterblichen einzufügen. Ich werde diese „Erinnerungen" ganz zwanglos — in bunter Folge — wiedergeben, so wie sie mir im Gedächtniß haften, und ohne mich dabei an ein bestimmtes System zu halten.

Lang ist's her. — Nicht alle Blüthenträume reiften. — Von den Idealen versank eines nach dem andern vor den harten Forderungen der Alltäglichkeit, und wenn sich ein Restchen davon noch in die reiferen Mannesjahre hinübergerettet hat, so ist es eben ein Abglanz jener glücklichen, frohen Zeit, da ich von keiner realen Sorge bedrängt, von keiner ideellen Noth entmutigt, heiter und zufrieden, zu Füßen des großen Meisters saß.

Ich kann mich mit meinem Ehrenworte verbürgen, daß Inhalt und Worte getreu wiedergegeben sind. Wer Gelegenheit hatte, mit Bruckner zu verkehren, wird darin seine eigenartige Sprechweise, sowie Anschauungen und Meinungen deutlich erkennen. Allerdings mußte Manches gemildert, manche seiner Bemerkungen, welche eine Persönlichkeit oft blitzartig erhellen, mußten weggelassen werden, da sie noch lebende Personen betreffen, und ich mich verpflichtet fühlte, dieselben nicht zu verletzen. Doch gilt diese Rücksichtnahme nur für gewisse Personen, die Bruckner im Grunde des Herzens eigentlich niemals übel wollten, sondern nur gelegentlich es auch für angezeigt fanden, ihr kritisches Richtschwert an dem Meister zu wetzen. Aber schließlich waren sie doch zu harmlos und unbedeutend, um dauernden Schaden anrichten zu können.

Urtheile dagegen über das Walten und Wirken von Männern, wie des Beckmessers

Digitized by Google

aus der Fichtegasse, der R. Wagner, Liszt, A. Bruckner u. A. durch Jahrzehnte in den Koth zog und den unsere Zeit, wie zur Verhöhnung ihrer selbst, den „größten lebenden Kritiker" nannte — Urtheile über diese Leute fühle ich mich geradezu verpflichtet schonungslos festzunageln und nach allen Seiten hin zu beleuchten, damit die Welt sich endlich einmal klar werde, welcher Werth und welche Bedeutung den kritischen Emanationen dieser Männer eigentlich beizumessen ist.

Besondere Sorgfalt habe ich der menschlichen Persönlichkeit des Künstlers zugewendet; denn den Künstler als Menschen betrachten, heißt schließlich nichts Anderes als: in den tiefsten eigentlichen Grund auch seiner Kunst hinabsteigen. Aus diesem Grunde, tief, reich und herrlich, sind ja jene wundersamen Gebilde hervorgegangen, die als Neungestirn der Symphonien Beethovens, als Lohengrin, Tristan, Siegfried, Parsifal, als VII. Symphonie Bruckners, C-moll-Symphonie Mahlers die Menschheit entzücken und erheben, ihr neue Lebensfülle und Kraft einhauchen und so ein leuchtendes Fanal deutscher Kunst und Geistesgröße — ja, einer neuen Cultur überhaupt — bildend, weithin glanzvoll erstrahlen. Nicht Alexander, Cäsar, Napoleon und wie sie alle heißen, die großen und kleinen Vertilger der Menschheit, sondern Shakespeare, Goethe, Beethoven, Wagner u. s. w., das sind ihre wahren Heroen und Culturträger gewesen; denn höher als der Welteroberer, lehrt Schopenhauer, steht der Weltüberwinder; und in diesen Begriff subsumire ich jene großen, freien Geister, die von ihrer Bergesgipfeleinsamkeit herab die hastenden, sich abmühenden Menschlein da unten mit heiligem Lachen heiter und befreiend grüßen. — Nach dieser etwas lang gerathenen Einleitung, die mir aber unerläßlich schien, will ich nun zu den eigentlichen Erinnerungen übergehen.

An einem Septembertage 1884 war's, da ich — beinahe noch ein Knabe — das Lehrzimmer Anton Bruckners

Digitized by Google

am Wiener Conservatorium mit weihevoller Ehrfurcht zum erstenmale betrat.

Schon dieser erste Tag wird mir eine köstliche Erinnerung für's ganze Leben bleiben. Des Meisters goldiger Humor (Bruckner war an diesem Tage bei besonders guter Laune) lag wie heller Sonnenschein über Lehrer und Lernenden ausgebreitet. Da mir von der engherzigen Leitung des Conservatoriums allerlei Prügel zwischen die Füße geworfen wurden — man wollte mich meiner Jugend wegen den Harmonielehrecurs noch nicht besuchen lassen — so war es eigentlich erst die dritte Unterrichtsstunde, an der ich theilnehmen konnte. Natürlich sollte ich nun den versäumten Lehrstoff nachholen. Bruckner hegte Zweifel, ob mir das gelänge. Als ich jedoch am dritten Tage die hochnothpeinlichen Fragen über erlaubte und unerlaubte, offene und verdeckte Quinten- und Octavgänge präcise beantwortete, hatte ich bei ihm gewonnenes Spiel. Er klopfte mir auf die Schulter und meinte in seiner köstlich-derben Art: „Das hätt' i' von dem Viechkerl gar net 'glaubt." („Viechkerl" war nämlich bei Bruckner ebenso ein Zeichen höchster Anerkennung, als auch tiefster Unzufriedenheit. In diesem Falle scheint es vielleicht doch Anerkennung gewesen zu sein.) Jetzt galt ich bei ihm erst als vollwerthig! Was mir sofort auffiel, war, daß keiner meiner Collegen bei seinem richtigen Namen genannt wurde, sondern jeder ausnahmslos einen „Spitznamen" hatte. (Oft geschah es, daß Bruckner zuletzt selbst nicht mehr den richtigen Namen wußte.) So hieß er Einen von uns — derselbe ist jetzt ein sehr geschätzter Harfenvirtuose — nie anders als „alte Harfen"! Einem Zweiten, dessen Name mit Sachsen . . . . ." anfing, hing er alle möglichen Endungen der mit „Sachsen . . ." beginnenden Namen deutscher Fürstengeschlechter an, bis er endlich glücklich bei der richtigen Endung landete. Das gieng z. B. so: Sachsen . . . ., Sachsen . . . ., Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Hildburgshausen, Sachsen-Teschen, Sachsen . . . . . folgte dann der richtige Name. Die Wirkung war eine unbe-

Digitized by Google

schreiblich komische. — Ein Grieche, Namens Zachariades, wurde wieder nur kurzweg „Zacherl" betitelt.

Ich kam einstens nach einer etwas lebhaft verbrachten Nacht, ziemlich blaß und angegriffen, in die Unterrichtsstunde. Theilnahmsvoll-ironisch fragte mich Bruckner nach der Ursache meines schlechten Aussehens. Um meine Ausrede recht glaubhaft zu machen und mir außerdem einen Stein ins Brett bei ihm einzulegen, gerieth ich auf die unglückliche Idee, mit der unschuldvollsten Miene von der Welt zu erklären, ich hätte die halbe Nacht „Harmonielehre" studirt. Bruckner sah mich eine Weile mit dem ihm eigenen, unbeschreiblichen, gutmüthig-verschmitzten Blicke an und sagte dann nur ein Wort; „— Nachtlicht!" Das Spitzwort brachte ich nicht mehr weg! Als ich nach Jahren den Meister bei Gause wieder aufsuchte, fiel ihm zwar nicht gleich mein Name ein, doch begrüßte er mich sofort mit dem Zurufe: „Ah, das Nachtlicht!" Eine noch köstlichere Antwort bekam ein anderer Nachtstudent. Nach dem Grunde seines übernächtigen Aussehens befragt, log derselbe frech: Er sei bis 2 Uhr Nachts im „Turnverein" gewesen. Schlagend meinte darauf Bruckner: „Den Turnverein kenn' i' schon, der bis zwa in d'r Nacht dauert!" Nein, gar so naiv war er denn doch nicht, der alte Bruckner! — An den obgenannten Griechen Zachariades knüpft sich eine hochkomische Episode: Einst kam der Meister mit feierlicher Miene in das Lehrzimmer geschritten und theilte uns mit, er habe soeben einen Brief aus dem Stifte St. Florian, vom dortigen Abte, erhalten. Daran knüpfte er mit salbungsvollem Tone des Langen und Breiten, wer und was St. Florian, nach dem das Stift den Namen trägt, eigentlich gewesen. Ich, der ich am obersten Ende des Lehrtisches Bruckner gegenüber saß, vernehme plötzlich von unten her (aus dem „Sumpfe", wie wir das untere Ende nannten) ein mühsam verhaltenes Glucksen und Schlucken, ganz sonderbare Töne, wie von einem unterdrückten Lachkrampf herrührend. Hinschauend gewahre ich, daß Sämmtliche mit dem Lachen kämpfen und ihre Ge-

Digitized by Google

sichter schon beinahe blau sind. Ohne noch zu wissen, um was es sich überhaupt handelt, kann ich doch selbst schwer ein Schmunzeln verbeißen. Plötzlich gibt mir mein Nachbar einen „Stupser“ und raunt mir ins Ohr: „Du, der Zachariades hat gefragt, ob der Brief an den Professor vielleicht von seinem (Zachariades') Schuster Florian sei. Er ist demselben noch ein Paar Lackstiefel schuldig und fürchtet nun, derselbe habe sich, um endlich zu seinem Gelde zu kommen, an den Professor gewendet.“ (Zachariades, der sehr schlecht deutsch verstand, hörte nämlich nur immer den Namen: Florian ... Florian .... nennen und gerieth so — die feierliche Miene Bruckners mißdeutend — auf obige Vermuthung.)

Ich, nicht mehr an mich halten könnend, platzte heraus und mit mir die ganze Corona. Das Lehrzimmer dröhnte von diesem erlösenden Gelächter! So müssen die griechischen Götter gelacht haben — von denen uns der alte Homeros erzählt — als sie den hinkenden Hephästos verspotteten.

Bruckner stand da wie entgeistert. Es war, als hätte er augenblicklich die Sprache verloren. Aber als er sie wieder fand . . .!! Was er sagte, und was er uns hieß — bleibe lieber für immer der Vergessenheit anheimgefallen. Wir fühlten uns elender als zehn ertränkte Kater! Und als wir endlich — endlich! — aus dem bodenlosen Meere, in das uns des Meisters Strafpredigt versenkt hatte, wieder auftauchten, da glaubten wir nur das Eine mit Bestimmtheit annehmen zu können: uns des Meisters Gunst und Zuneigung für immer verscherzt zu haben. Lautlos nahm er Hut und Stock und zog ohne Gruß von dannen. Doch Bruckners gutmüthige Natur war nicht darnach, um lange in Zorn und Groll verharren zu können. Die nächste Stunde lachte uns schon wieder das alte, liebe, freundliche Gesicht entgegen und er erwähnte mit keinem Worte des Vorgefallenen. Vielleicht mochte er selbst gefühlt haben, daß er in der „Vermoppelung“ etwas zu weit gegangen. Besagter Zachariades war überhaupt das enfant terrible der Classe. Einmal, an der Tafel stehend, sagte er

Digitized by Google

wieder statt „— und die gemeinschaftlichen Töne bleiben liegen," geringschätzend: „die ganze Wichs bleibt liegen." Als Bruckner auffuhr, redete er sich auf sein schlechtes Deutsch und seinen Collegen Hofmeister aus, der es ihm so soufflirt habe. Hofmeister — derzeit Concertmeister des Deutschen Volkstheaters — das war das zweite Karnikel unter uns. Erledigte er sein Pensum gut, so nannte ihn Bruckner liebkosend sein „Hofmeisterlein". Zeigte er sich jedoch störrisch oder hatte er seinen „bösen Tag", so hieß er sofort „Hausmeister". Darüber konnte er nun springgiftig werden und rächte sich durch prächtig gezeichnete, Bruckner darstellende Caricaturen. (Ich habe noch heute deren drei in meinem Besitze: Bruckner am Clavier, Bruckner an der Tafel und Bruckner über die Stiege gehend . . . .) Noch eines der edlen Commilitonen, die in jenem Jahrgange bei Anton Bruckner zusammensaßen, muß ich hier freundlich gedenken. Es ist dies das jetzige Hofopernmitglied Heinrich H . . . . Dieser wurde stets nur „Heinrichshof"*) gerufen. Da um ihn herum oft und viel geschwätzt wurde, so schrie wohl Bruckner gelegentlich, wenn es zu arg wurde, von seinem oberen Sitze in den „Sumpf" hinunter: „Na, heut' geht's in der Nähe vom „Heinrichshof" wieder laut her!" Nebenbei führte Heinrich, seines struppigen Haares wegen, auch den lieblichen, bezeichnenden Namen „Räubersknabe"! Dabei schätzte ihn aber Bruckner als ein Talent. Machte er nun manchmal seine Sache nicht so, wie man es von seinen Fähigkeiten erwarten konnte, dann citirte Bruckner im Tone komischen Entsetzens — mit einer kleinen Variante — Goethe: „Heinrich, mir graust's vor dir!" Auch der jetzige Capellmeister in Bukarest, Abheiter, wird sich seines damaligen Spitznamens gewiß noch mit Vergnügen erinnern. Er hieß regelmäßig der „arme Häuter"! — Gelernt haben wir aber Alle etwas! Schon die volksthümliche Art Bruckners zu lehren, seine drastischen Beispiele und Gleichnisse

*) „Heinrichshof" — ein von Hansen erbautes Prachtgebäude in Wien.

Digitized by Google

brachten es mit sich, daß auch Minderbegabte rasch begriffen und erfaßten.

Es dürfte vielleicht von Interesse sein, über Bruckners sonstige bedeutendere Schüler, sowie über den Grad der Werthschätzung, deren sich der Einzelne — je nach dem Maßstabe seines Talentes — bei ihm erfreute, Einiges zu erfahren. —

Am höchsten stellte er den leider so früh im Wahnsinn verstorbenen Franz Rott, Sohn des gleichnamigen genialen Schauspielers. (Rott jun. theilte lange Jahre die Zelle des gleichfalls dem Wahnsinne verfallenen Schauspielers Matras.) Nie konnte Bruckner ohne Rührung von ihm sprechen. Was ihm Rott ganz besonders lieb machte, war schon die herzbezwingende äußere Erscheinung, seine männliche Schönheit, die an den, von Bruckner so hochverehrten bayerischen König Ludwig II. erinnerte. Diese Aehnlichkeit soll nach Bruckners Ausspruch eine geradezu frappante gewesen sein. Wie Bruckner erzählte, schrieb Rott zur Reifeprüfung einen Symphoniesatz. Dieser erschien aber der engherzigen Zunft, die damals am Prüfungstische saß und für welche R. Wagner noch der Marat in der Musik war, als zu „wagnerisch"! Am Schlusse ertönte vom Merkerstuhle — pardon, vom Prüfungstische her — höhnisches Lachen. Da erhob sich der sonst so ängstliche Bruckner und rief den „Merkern" da unten die flammenden Worte entgegen: „Lachen Sie nicht, meine Herren, von dem Manne werden Sie noch Großes hören!" Leider sollte sich diese Vorausfagung nicht erfüllen, denn einige Zeit darnach verfiel Rott dem Wahnsinn. Ein Umstand soll wesentlich dazu beigetragen haben. Rott hatte die unglückliche Idee, mit einer seiner Compositionen zu Brahms zu gehen und denselben um sein Urtheil zu befragen. Brahms' Antwort lautete: „Geben Sie lieber das Componiren auf!" Rott war in's Innerste getroffen, wankte nach Hause und kam bald darauf in's Irrenhaus.

Am Tage von Rotts Leichenbegängniß stand Bruckner schon eine Stunde zuvor beim Sarge und starrte traumver-

Digitized by Google

loren in die Züge seines Lieblings. Er konnte sich nicht trennen von seinem Anblick, und als man den Sarg in den Wagen schob, da sah man helle Thränen in den Augen des Meisters glänzen.

Von seinen sonstigen Schülern mögen besonders hervorgehoben werden: Vockner, Göllerich, Hynais, Dr. Marschner, Arthur Nikisch, Felix Mottl, und wenn ich gut unterrichtet bin, zählen auch Kryszanowski und Gustav Mahler dazu; doch kann ich mich dafür nicht verbürgen. Jedenfalls stand Letzterer sehr hoch in seiner Werthschätzung. Dafür möge folgender Beleg dienen, den ich ohne jeden Commentar hier anführen will.

Mahler studirte bei Professor Krenn Compositionslehre und hatte zur Jahresprüfung einen Symphoniesatz vollendet. Da kam einen Tag (!) vor der Prüfung „höherenorts" (von der Direction) die Weisung, man wünsche von den Schülern keine Orchestercompositionen, sondern Sonatensätze vorgelegt zu sehen. Mahler setzte sich hin und schrieb über Nacht (!) einen Sonatensatz (Andante), der — nach Professor Krenns eigenem Ausspruch — „würdig war, den Namen des größten Meisters an der Spitze zu tragen!" Diese interessante Reminiscenz aus der Jugendzeit Mahlers wurde uns von Bruckner — als von Professor Krenn selbst herstammend — wiederholt erzählt.

* * *

Sehr ärgerlich wurde Bruckner, wenn ihn Jemand bei der Arbeit, beim Schaffen störte. Dann konnte er von einer geradezu göttlichen Grobheit sein. Einer seiner ihm liebsten Freunde und Schüler, sein engerer Landsmann L. Großauer, der jetzige Militär-Capellmeister in Preßburg, weiß davon ein Liedchen zu singen. Großauer, dessen Regiment damals in Krems garnisonirte, fuhr eigens zu dem Zweck nach Wien, um seinem großen Landsmann zu dessen Namensfeste persönlich zu gratuliren. Da er bei Bruckner zu jeder Stunde freien Zutritt hatte, stieg er am Vormittag des betreffenden Tages

Digitized by Google

die vier Treppen zu dessen Wohnung empor. Im Vorzimmer empfing ihn schon die treue Kathi, welche eben an Bruckners Unaussprechlichen herumhantirte und wie ein grimmer Cerberus den Eingang zum Allerheiligsten, dem Arbeitszimmer des Meisters bewachte, mit höchst bedenklicher Miene. Sie meinte, daß es nicht rathsam sei, den Herrn Professor jetzt zu stören, da er gerade beim „kombiniren" sei. (Kathi pflegte nämlich regelmäßig statt: componiren — „kombiniren" zu sagen.) Nachdem sich Großauer aber durchaus nicht abweisen ließ, so wurde eine ziemlich laute Debatte geführt. Plötzlich that sich die Thüre auf und Bruckner stand — in Hemdärmeln, die heilige Ergriffenheit der Inspiration im Antlitz — auf der Schwelle. Angesichts des lieben Landsmannes und wohl auch den Zweck seines Kommens errathend, wußte er nicht gleich: soll er grob oder höflich werden — und so wurde er denn Beides. Großauer schildert geradezu ergötzlich den Dialog, der sich da entspann (wenn man es nämlich so nennen kann, da Bruckner der Sprechende und Großauer der beinahe ausschließlich Gesprochene war):

Bruckner (grob): „Wos suachen S' denn do eigentli?" .... (Nachdem Großauer einige Entschuldigungen stammelt und den Zweck seines Kommens angibt — mit ironischer Freundlichkeit): So — so — gratuliren kommt der Landsmann .... is das aber lieb von Ihm ....! (Mit verhaltenem Grimm) ... und do hab'n S' ka' and're Zeit g'wußt? (Wieder freundlich): Grüaß'n S' m'r den Vata — 's hat mi' wirkli' sehr g'freut — kommen S' bald wieder .... Adieu!" Bums! flog die Thüre zu — und Großauer war mit Kathi wieder allein. D'rinnen hörte er Bruckner noch sein „Viechkerl" murmeln. Kathi sah ihn mit einem Ausdrucke an, als wollte sie sagen: „Siehst es, ich hab' dir's gleich gerathen, den Herrn Professor bei der „Kombinirerei" nicht zu stören."—

Köstlich war die *scheinbare* Devotion und Ergebenheit, die Bruckner einer Reihe von Personen, die entweder

Digitized by Google

seine sogenanten „Vorgesetzten" oder Leute waren, von denen er vermeinte, daß sie ihm vielleicht irgendwie „schaden könnten", äußerlich entgegenbrachte. (Dieser seltsame Charakterzug mag wohl ein Ueberbleibsel der traurigen Schulmeisterzeit zu Windhag gewesen sein.) Am tiefsten dieser Ehrfurchtsscala stand der Schuldiener und Bälgetreter Schwingl (ein köstlicher, grob-knotziger, aber gutmüthiger Tiroler), am höchsten der verstorbene Generalsecretär der Gesellschaft der Musikfreunde. Mit Ersterem lag er beinahe beständig in Fehde. Gelang es ihm einmal, über ihn in irgend einer kleinlichen Sache einen Sieg davonzutragen, so konnte er sich darüber freuen wie ein Zaunkönig, wofür sich Schwingl bei der nächsten Gelegenheit wieder durch einen besonders gut gespielten Possen, an dem „Herrn Professer" — wie er meinte, für die vielen „unnützen Sekkaturen" — prompteste rächte. Schließlich mußte doch wieder Bruckner nachgeben, da gegen Schwingl nicht aufzukommen war, und derselbe außerdem bei der Direction „halt gar so viel gut ang'schrieb'n stand".

Aus diesem grotesken Verhältniß ergaben sich viele urdrollige Scenen, deren vielleicht drolligste ich hier erzählen will:

Bruckner pflegte das sogenannte „akademische Viertel" zu halten, das heißt, den Unterricht um eine Viertelstunde später beginnen zu lassen, als der Lehrplan bestimmt. Es ist dies eine alte Gepflogenheit der Wiener Universität, die Bruckner auf das Conservatorium übertrug.

Eines Tages war nun aus dem „Viertel" schon nahezu ein „Dreiviertel" geworden — und Bruckner erschien noch immer nicht auf der Bildfläche. Wir wußten aber, daß er im Hause sein müsse, da er vor der Harmonielehrestunde Orgelunterricht zu ertheilen hatte. Allerlei Vermuthungen wurden laut, gute und schlechte Witze gerissen, bis endlich einer von uns — der „Räubersknabe" — den Entschluß faßte, Bruckner im Hause suchen zu gehen. Auf seiner Wanderung kam er auch an der Orgelgalerie vorbei — und da vernahm er schon von weitem

Digitized by Google

ein Gestampfe, Gepolter und alle möglichen unarticulirten Laute, die sich beim Näherkommen zu ganz artigen Invectiven und kräftigen Verbalinjurien verdichteten, welche sammt und sonders, so viel unser Telemachos ausnehmen konnte, dem ††† Schuldiener Schwingl galten. Von einer Ahnung ergriffen, sprang er rasch die Stufen empor und erlöste dort Meister Bruckner, der schon mindestens eine geschlagene Stunde lang, wie ein verwundeter Löwe im Käfig, auf- und abstampfte. Von des Tages Hitze müde geworden, hatte sich nämlich Bruckner — wie so oft — nach dem Unterrichte auf die Orgelbank gesetzt, um einige Minuten zu schlummern. Unterdessen gieng unser Hauscerberus Schwingl vorüber, sperrte sämmtliche Ausgänge nach Vorschrift ab, ohne sich weiter darum zu kümmern, ob noch Jemand auf der Galerie weile — und Bruckner saß gefangen. Ob es aus purer Bosheit geschah oder wirklich nur ein Versehen vorlag, das wird die Forschung wohl nie ergründen. Thatsache ist, daß Schwingl die nächsten acht Tage nicht zu Gesicht zu bekommen war und vorsichtigerweise Bruckner auf zehn Schritte im Umkreise auswich. Nun ist er auch schon drüben, der gute Schwingl! — —

Bruckners Leutseligkeit und leicht zugängliches Wesen waren auch die Ursache, daß sich oft Unberufene an ihn herandrängten, Leute, die keinen anderen Zweck verfolgten, als sich in seiner Nähe zu sonnen. So lästig ihm diese Art von Menschen auch manchmal war, er war zu schwach und zu gutmüthig, um sie dauernd von sich abzuschütteln. Dadurch wurden seine wahren Freunde und Verehrer oft ferngehalten, ja, zuweilen ganz vertrieben. (Auch mochte der schon erwähnte Charakterzug dazu beigetragen haben, „es sich mit Niemand verderben zu wollen, da man ja nicht weiß, ob Einem Der oder Jener nicht schaden könne".) Zu Jenen, die er nie so recht mochte, mit denen er sich's aber auch „zu verderben" fürchtete, gehören auch die seinerzeitigen beiden Oberbonzen des Wiener Akademischen Wagnervereins, die sich — Anfangs gegen seinen Willen! — zu seinen Aposteln aufwarfen, um sich

Digitized by Google

dadurch die eigenen Wege zu ebnen. „I' hob' kane Andern, dö für mi' eintret'n", meinte er resignirt. Der Eine davon wurde zeitweise von dichterischen Anfällen heimgesucht und pflegte dann musikalische Werke — jedenfalls des besseren Verständnisses halber! — mit poetischen Auslegungen zu versehen. „Programme" — nannte er diese seltsamen Producte eines von krankhaftem Dichterparoxismus geschüttelten Hirns. Unglücklicherweise aber waren es gerade immer Symphonien Bruckners, die er sich zum Tummelplatze seiner poetischen Don-Quichoterien auserwählte. So schwatzte er mit Bezug auf das quellfrische, wunderbare, von echt Bruckner'schem Geiste getragene Scherzo der VII. Symphonie, in dem sich des Meisters Humor zu nie geahnter Höhe erhob, von einem „entfernten Himmelssaale, in dem gute Dämonen einen seligen Reigen miteinander aufführen" (!!!). Daß die brucknerfeindliche Presse über diese Schwulitäten mit einem wahren Behagen herfiel, versteht sich von selbst. Es war für sie, wie der Wiener sagt, so recht ein „gefundenes Fressen". Sie war auch gleich mit dem naheliegenden Einwurfe bei der Hand: Das Programm sei ebenso verworren, wie die Symphonie selbst! Bruckner war erbittert. „Worum er si' g'rod mei' Sieb'nte ausg'sucht hat zum Dicht'n", meinte er, auf's Höchste verärgert, „bös Locherl was g'wiß, an wos i' dabei denkt hob' — höchstens an a poar hund'rt Guld'n, die m'r a' Verleger dafür zahl'n kunnt!" — Doch der an chronischer Dichteritis Leidende war nicht zu heilen und beglückte die Welt anläßlich der Aufführung der VIII. Symphonie unseres Meisters wieder mit einem „Programme", das alles in dieser Art bisher Dagewesene tief in Schatten stellte. Wie wenig Bruckner überhaupt der Freundschaft beider obgenannten Herren traute, möge nachstehende ergötzliche Kleinigkeit illustriren. An einen von ihnen hatte er die Originalpartitur seiner „Siebenten" weggeborgt und konnte sie trotz mehrfachen Mahnens nicht zurückbekommen. Da alles Reclamiren erfolglos blieb, schickte er endlich seine

Digitized by Google

Kathi hin, mit dem Bedeuten, sie möge mit dem Herrn einmal „reden". Und Kathi konnte „reden"! Nachdem also Kathi mit dem Herrn „geredet", kam sie mit der wohlbehaltenen Partitur zurück. „I' hab' eahm s' glei' außakletzelt", verkündete sie siegesstolz. Bruckner mußte immer lachen, so oft er auf diesen Erfolg seiner Kathi zu sprechen kam. Nun kommt aber das Interessanteste! Bruckner behauptete, es komme ihm vor, als sei eine Trompetenstelle in der Partitur verändert!! Ihn dünke es, er habe dieselbe ganz anders niedergeschrieben! Natürlich war es nicht der Fall; es soll nur bezeugen, von welch' unbesiegbarem Mißtrauen Bruckner zuweilen erfüllt war.

Zu seinen wahren Freunden dagegen, und denen er von ganzem Herzen zugethan war, zählte er seinen schon genannten engeren Landsmann Großauer, sowie einen zweiten Oberösterreicher, namens Almroth, der einst eigens von Matland nach Wien gefahren kam, um einer Aufführung des „Quintett's" beiwohnen zu können. Weiters ist sein einstiger Schüler August Göllerich zu nennen, sowie Landgraf Vinzenz Fürstenberg. Nicht zu vergessen sind ferner: Der Clavierprofessor Schenner am Conservatorium, dann der brave, aber nur oft allzuschwatzhafte Dr. Theodor Helm, welcher seinerzeit als der Erste in Wien den Muth hatte, furchtlos für Bruckner einzutreten. (Auch Schreiber dieser Zeilen durfte sich der besonderen Gunst Bruckners rühmen.) Nahe stand ihm weiters der geniale Hugo Wolf, welcher zeitlebens stets ein wahrer, aufrichtiger Bewunderer Bruckners gewesen. Hugo Wolf war vielleicht der einzige Componist neuerer Zeit — Mahler und R. Strauß kannte man damals noch zu wenig — den Bruckner ernst nahm und dem er ungetheilte Anerkennung und Bewunderung zollte. Die Declamation in seinen „Liedern und Gesängen" bezeichnete er als geradezu genial! „Der K—l thuat ja den ganzen Tag nix als wia componiren, während dem i' mi' mit dö Stund'n abplag'n muaß . . .", meinte er einst in einer Anwandlung komischer Eifersucht. Während Wolf — wenigstens in letzter Zeit — ungestört schaffen konnte, war

Digitized by Google

Bruckner, noch als Greis von sechzig Jahren darauf angewiesen, Lectionen — die Stunde zu drei Gulden — zu ertheilen, um sein Einkommen zu erhöhen und sich ein behaglicheres Dasein schaffen zu können.

* * *

So sehr Bruckner in jüngeren Jahren durch seinen kerngesunden Humor und die ihm angeborene Heiterkeit über manch' erlittene Unbill und Kränkung leichter hinwegkam, wurde er im Laufe der Jahre doch immer verbitterter und verdrossener. Die fortwährenden Angriffe der feindlichen Presse, aus denen er sich früher nie besonders viel gemacht, versetzten ihn mit zunehmendem Alter in eine immer gereiztere Stimmung. Schon im nächsten Jahre, da ich den Contrapunktcurs besuchte, war Bruckner ein ganz Anderer geworden. Oft saß er minutenlang da, eine Hand auf's Clavier gestützt, den Kopf gesenkt, zur Erde starrend und ohne ein Wort zu sprechen. Dann stieß er plötzlich wieder mit leidenschaftlicher Heftigkeit einen Satz hervor, der sich gerade so anhörte, als ob er mitten aus einem Gespräche herausgerissen worden wäre und nur zu dem Zwecke eine stärkere Betonung erfahren habe, damit seine Bedeutung besser illustrirt würde. (Vielleicht mochte er im Gedanken das Gespräch schon eine Weile fortgesponnen haben.) So einmal. Wir betraten das Lehrzimmer; Bruckner saß am Clavier, brütete vor sich hin und erwiederte kaum unseren Gruß. Plötzlich brach er in die merkwürdigen Worte aus: „Da sag'n d' Leut' (darunter verstand er eine bestimmte Gattung von Kritikern), daß meine Gedanken nicht alle gleichwerthig sind. Mein Gott, auch von Wagner sind nicht alle Gedanken gleich großartig." Und nun kam er auf Beethoven zu sprechen.

Beethoven! Beethoven! Das war für ihn die Incarnation alles Großen und Erhabenen in der Tonkunst. Er verwob den geheiligten Namen mit allen Zufälligkeiten seines eigenen Lebens, und in entscheidenden Augenblicken frug er oft, wie wohl Beethoven

Digitized by Google

in dieser Situation gehandelt hätte. Als nach der Aufführung einer seiner (Bruckners) Symphonien wieder die ganze feindliche Preßmeute wie ein Mann über ihn herfiel — voran natürlich der „Musikalisch-Schöne" aus der Fichtegasse — versuchten wir ihn zu trösten und verwiesen auf spätere Zeiten, wo doch alles Schöne und wahrhaft Große endlich einmal anerkannt und ruhig und sachlich beurtheilt werden müsse — Bruckner hörte eine Weile still zu und meinte dann in tieftraurigem Tone: „Ja, aber dann wird's ‚zu spät!' sein, wie der große Beethoven ausrief, als man ihm den Wein an's Sterbebett brachte". Damals theilte er uns auch folgende, meines Wissens unbekannt gebliebene Erinnerung aus dem Leben Beethovens mit, die er von Rotter (einem schon verstorbenen alten Wiener Musiker) gehört, welchem sie wieder von dem bekannten Geiger Schuppanzigh überkam, den Rotter in seiner Jugend noch gekannt und mit dem er viel verkehrt hatte.

Schuppanzigh holte einst Beethoven zu einem Spaziergange in die Umgebung Wiens ab. Als er ins Zimmer trat, sah er Beethoven mit dem Rücken gegen das Fenster lehnen und in der Hand eine Zeitung halten. Mit Thränen in den Augen reichte er sie Schuppanzigh und sagte die Worte: „Die Menschheit — so dumm, ach, so dumm!" (Beethoven soll nämlich seltsamerweise schlecht deutsch gesprochen haben.) Es war jene Zeitung, in welcher ein Hanslick von anno dazumal, Beethoven, anläßlich der ersten Aufführung der Eroica, ein „musikalisches Schwein" nannte! Die dissonirenden, gewaltigen Accorde der Durchführung, welche den Zusammenbruch alten Unrechts und die aufsteigende Ruhmessonne des jungen Napoleon ankündigen, wollten dem empfindlichen Kritikus so gar nicht in die langen Ohren. Man muß gesehen und gehört haben, mit welchem Ausdruck Bruckner diesen kleinen Vorfall erzählte!

Am Tage der Exhumirung der Reste Beethovens wurde ich von Bruckner eingeladen, mit ihm auf den alten Währinger Ortsfriedhof hinauszufahren. Theilnehmer an jener Feier wer-

Digitized by Google

den sich gewiß noch jener unvergeßlichen Scene erinnern, da just in dem Augenblick, als der Sarg gehoben war und im Kreise ringsum unwillkürlich feierliches Schweigen herrschte, von einem nahen Baume eine Nachtigall plötzlich, — gleichsam als letzten Gruß an den großen Sänger, — ihr schluchzend Lied anzuheben begann. Der tiefe Eindruck wurde zwar sofort wieder dadurch verwischt, daß die delegirten Vertreter der Stadt Wien vor dem Sarge darüber zu zanken anfingen, ob dieser am Friedhofe selbst oder erst in der Kapelle geöffnet werden solle. Endlich einigte man sich für's Erstere. — Bruckner stand vor mir und starrte tief ergriffen in den Sarg hinein.

Beim Nachhausefahren war er in sehr ernster Stimmung. Der düster-erhabene Act mochte ihn in seinem Tiefinnersten aufgerüttelt haben. Er sprach keine zehn Worte. Plötzlich bemerkte er, daß ihm aus seinem Zwicker ein Augenglas fehle. „I' glaub',“ meinte er mit freudiger Rührung, „das is m'r in 'n Sarg von Beethoven 'neing'fall'n, wia i' mi' so stark vor'beugt hab'.“ Er war ganz glücklich darüber, sein Augenglas im Sarge von Beethoven zu wissen.

Nach einer Aufführung der „Eroica“ durch die Philharmoniker, welcher Bruckner, wie gewöhnlich hinter dem Orchesterpodium stehend, beigewohnt hatte, begleitete ich ihn zu Hause. Er befand sich, wie nach jeder Aufführung einer Beethoven'schen Symphonie, in einer ungeheuren Erregung. So aber, wie an jenem Tage, hatte ich ihn nie gesehen, weder vorher, noch nachher. Jeder Nerv bebte an ihm. Nachdem er eine Weile in Gedanken versunken, den Blick wie nach Innen gekehrt, dahingegangen war, brach er plötzlich das Schweigen: „I' glaub', wenn d'r Beethoven lebet, und i' ginget zu ihm, zeiget ihm mei' sieb'nte Symphonie und saget zu ihm: „Net wahr, Herr von Beethoven, sie is net so schlecht, die Sieb'nte, wia s' die g'wiss'n Herr'n machen wollen, die s' als an Ausbund hinstell'n, und mi' an Noarr'n um on andern haß'n —“ do, glaub' i', möcht' mi' d'r Beethoven bei d'r Hand nehmen und sag'n: „Mei' liaba Bruckna, moch'n S' Ihna nix d'raus, mir is

Digitized by Google

a' net beſſa gonga, und meine letzt'n Quartett verſtengan die g'wiſſ'n Herr'n, die mi' alleweil als Trumpf geg'n Ihna ausſpül'n, im Grund heut no' net, wann's a' alle ſo thuan, als ob ſie ſ' verſtündaten." — I' ſogat dann no' zu ihm: „Sie entſchuldig'n ſcho', Herr von Beethooen, daß i' über Ihna außa ganga bin (Bruckner meinte ein Hinausgehen über die Form!), aber i' man halt alleweil, a' echta Künſtla kann ſi' a' a' eig'ne Form für ſei' Werk z'recht mach'n und dann darnach halten." — Im Gaſthauſe, beim „edlen Pilsner", thaute er dann vollends auf und kam im Verlaufe des Geſpräches nun auf Hanslick und Conſorten zu ſprechen.*) „Do ſogt d'r Hanslick imm'r, i' hätt' ka Form, ka Form! I' man, wenn ma' den Herrn Dokta amol ſo recht am Zahn fühln thät, wos 'r denn eigentli' d'runter vaſteht, unt'r d'r Form, ſo — glaub' i' — wüßt' er's z'letzt ſölbſt net recht. Ja, hot denn d'r Künſtla net dos Recht, ſi' für ſei' Werk a' Form z'recht z'moch'n, die ihm g'rod paßt? Oba beim Hanslick is a' and're G'ſchicht: do is vül perſönliche Gehäſſigkeit dabei. I' woar nahe d'ran, bei ihm „lieb Kind" z' werd'n, do hob' i' oba das Verbrechen begonga und hab' 'm Meiſter (Bruckner nannte R. Wagner nie anders als „Meiſter") mei' III. Symphonie g'widmet, und wos 'n am meiſten g'ärgert hot: i' bin geg'n ſein Will'n Lektor auf d'r Univerſität word'n. Dös wird er mir nie verzeih'n, wia 'r ſelb'r g'ſogt hot. Weil 'r oba Jemand braucht hot, den 'r als Trumpf geg'n 'n verhaßt'n Wagner ausſpül'n kann, ſo is halt der Brahms auf'n Schild g'hob'n word'n, nochdem 's mit mir net gonga is." Mit köſtlichem Augenzwinkern ſetzte er fort: „I' man alleweil, daß d'r Hanslick 'n Brahms g'rod ſo weni' vaſteht, wia 'r 'n Wagner, mi' und die Andern vaſteht. Und vom Contrapunkt waß d'r

*) Ich habe mir das ganze Geſpräch noch am ſelben Abend, beim Nachhauſekommen notirt. Dem Leſer wird vielleicht die Verſchiedenheit der Mundart auffallen; es war dies aber eine Sonderheit Bruckners. Für gewöhnlich ſprach er eine Art Halbdialekt; zuweilen hochdeutſch, kam er jedoch in Hitze, dann wurde er gut oberöſterreichiſch.

Digitized by Google

Herr Dokta so vül, wia d'r Rauchfangkihra von d'r Astronomie!" Nach und nach redete er sich in eine immer humorvollere Stimmung hinein — es war wieder einmal der alte Bruckner — und kam schließlich auf die Gründe des Hasses Hanslicks auf Wagner zu sprechen. Bruckner behauptete, daß diese beinahe ausschließlich persönlicher Natur gewesen wären. Ihn dünke es sonst unbegreiflich, meinte er, wie man Wagner später so „verreißen" kann, nachdem man Jahre zuvor von demselben Wagner in der Prager „Bohemia", gelegentlich der Aufführung der damals für unerhört kühn geltenden Venusbergmusik aus „Tannhäuser", als von einem „liebenswürdigen, verehrungswerthen Meister, der Dieses und Jenes so schön gemacht", gesprochen und nur in Tönen höchsten Lobes und Entzückens geschwelgt habe.*)

Auch noch ein anderer Umstand soll — nach Bruckner — den Haß zu einem geradezu instinktiven gemacht haben: Das immer gewaltigere Hervorkehren seiner urgermanischen Natur von Seiten Wagners, während Hanslick im Grunde des Herzens doch immer Tschechе geblieben ist. Doch das tiefere Eingehen in diesen Gegenstand gehört auf ein anderes Blatt. Es sollen bei der seinerzeitigen Anwesenheit R. Wagners in Wien Dinge vorgefallen sein, die dem Eingeweihten Manches begreiflich erscheinen lassen. So wurde der Meister zu einem Banquett, welches der damalige Besitzer der „Neuen freien Presse", Etiénne, veranstaltete, geladen. Wagner würdigte die Einladung nicht einmal einer Antwort — und erschien einfach nicht. Zornbebend soll Etiénne ausgerufen haben: „Das soll er mir büßen . . . . . Wagner ist todt für uns . . . . Wagner existirt nicht mehr für uns . . . . . Er soll die Macht der Presse, der „Neuen Freien" insbesondere, die er vermeint brüskiren zu können, noch kennen lernen . . ."

Seit dieser Zeit mehrten sich die Angriffe in der „Neuen Freien Presse" auf Wagner. Auch eine Zusammenkunft

*) Die betreffende Nummer der „Bohemia" lag seinerzeit im Oesterlein'schen Wagnermuseum auf.

Digitized by Google

zwischen Richard Wagner und Hanslick hat — wie nur Wenige wissen werden — in jenen Tagen stattgefunden. Der allen Winkelzügen abholde und immer gerade auf's Ziel losgehende Meister frug Hanslick, warum er denn seit Jahren einen derart gehässigen, ja, zuweilen unlauteren Kampf gegen ihn und sein Lebenswerk führe. Hanslick glaubte nun den Augenblick für gekommen, um vor Wagner seine „musikalisch-schönen" Theorien auskramen zu können und hatte im Verlaufe des Gespräches die Unverfrorenheit, Wagner geradezu vorschreiben zu wollen, wie derselbe componiren müsse, um sich sein kritisches Wohlgefallen zu erringen. Da erhob sich in flammender Entrüstung Wagner und sagte, mit der Hand nach der Thür weisend, zu Hanslick: „Ich bitte, Herr Hanslick, dort ist die Thür'."

Auch folgenden unglaublichen Vorfall erzählte einmal Bruckner, der sich zwischen Hanslick und Kalbeck abgespielt haben soll.

Ich nenne diesen Vorfall deßhalb unglaublich, weil, wenn derselbe nicht von Bruckner und vor Zeugen erzählt worden wäre — jeder Zweifel also ausgeschlossen ist — man diese Thatsache schlechterdings für unglaublich halten müßte. Eines Tages erschien in dem Blatte, für welches Kalbeck schrieb, ein Wagner ziemlich günstig gesinnter Artikel. Das erregte ein gewisses Aufsehen. Man war gewohnt, in dem betreffenden Blatte nur ein Sprachrohr der „Neuen freien Presse" zu sehen; wie man in diese hineinschrie, so echotee es aus dem vorerwähnten Blatte zurück — und nun plötzlich dieser Stimmungswechsel! Es machte den Eindruck, als habe sich Kalbeck eines Anderen besonnen und wolle künftig nur nach seiner besseren künstlerischen Ueberzeugung das Amt eines Kritikers ausüben (denn immerhin steht Kalbeck als Musiker sowohl wie als Literat thurmhoch über Hanslick). Er schien „bocken", d. h. nicht mehr mitthun zu wollen bei dem Hexensabbath, den man gegen Wagner inscenirte. (Oder glaubte er vielleicht, daß sich das Paktiren mit der Wagnerpartei fruchtbringender gestalten würde?) Hanslick ließ nun

Digitized by Google

Kalbeck rufen und drohte ihm im höchsten Zorne: er werde ihn vernichten, ihn in Wien unmöglich machen, falls er sich nochmals unterfange, in Gegensatz zu ihm zu treten u. s. w. Kalbeck soll nun vor Hanslick buchstäblich in die Knie gesunken sein und mit Thränen in den Augen versprochen haben — „es nie wieder zu thun!"

Kalbeck war nämlich dazumal in jeder Hinsicht ganz und gar von Hanslick abhängig. Er hat es auch „nie wieder gethan"; sein ganzes ferneres Verhalten gibt Zeugniß davon; er ist seitdem ein treuer Diener seines Herrn und Meisters Hanslick geblieben. — Eine nette Gesellschaft!*)

---

*) Welchen Grad von Gemeinheit sich der Don Juan-Verbesserer Herr Kalbeck noch heutzutage in Wien leisten darf, bezeugt folgende „Kritik" über die Neuinscenirung des „Tannhäuser" („Neues Wiener Tagblatt", 12. Mai 1901.) Der journalistische Gassenjunge schreibt:

„**Hofoperntheater.** Eine gründliche Auffrischung hätte Wagner's „Tannhäuser" gewiß nicht geschadet. Vieles an der Oper ist alt und welk geworden und sie gehört bereits zu den Schönheiten, die mit Vorsicht behandelt werden wollen. Aber heißt die Oper verlängern sie auffrischen? Wer die absterbenden Zweige des Baumes wegschneidet, ohne den noch immer gesunden Stamm zu beschädigen, darf eher auf Blüthen und Früchte hoffen, als Einer, der die abgehauenen Wucherschößlinge dem Gezweige wieder einpfropft. Es war unseres Erachtens nicht wohlgethan, den „Tannhäuser" in integrum zu restituiren. Nicht eine einzige von den wieder aufgenommenen Stellen lohnte die Mühe des Einstudirens. Das prachtvoll gesteigerte zweite Finale litt geradezu unter dem als Augenmusik gefürchteten und früh gestrichenen Einschiebsel. Auch die Stelle, welche das Duett zwischen Elisabeth und Tannhäuser zum Terzett (mit dem im Hintergrunde des Sängersaales lauschenden Wolfram) ausdehnt, schwächt den Eindruck der Sinne ab und raubt dem Zuhörer das bischen Sympathie, das er für den allzu selbstlosen und gefälligen Kuppler übrig hat. Den Gassenhauer des tannhäuserlichen Venusliedes bekommt man schon in der Ouverture satt, die ihn zweimal bringt und man erträgt es kaum, ihn dann gleich dreimal hintereinander zu hören. Wagner war in die ordinäre Melodie offenbar verliebt, denn er läßt sie noch ein sechstesmal wiederkehren! Nicht immer gewinnen liederliche und gemeine Rhythmen durch Verlangsamung ein vornehmes Gepräge. Der lederne Sängerkrieg mit seiner lächerlichen Bieder-

Digitized by Google

Der Vollständigkeit halber fühle ich mich veranlaßt, auch eine unqualificirbare Aeußerung aus dem Munde Brahms' hieherzusetzen. Ich thue es — offen gestanden — ungern, da sie geeignet ist, einen trüben Schatten auf das sonst reine Charakterbild Brahms' zu werfen. Hans Richter hatte die Absicht, ein Werk Bruckners in England zur Aufführung zu bringen. Brahms, der davon erfuhr, äußerte sich, wie folgt, zu Richter: „Sie werden doch Bruckner in England nicht aufführen wollen!" Und auch Richter beugte sich vor der Clique Hanslick und Compagnie: Er hat Bruckner in England nicht aufgeführt — bis zum heutigen Tage nicht! Doch nun zurück zu Hanslick.

Hanslick, das war, Bruckners eigenem Ausspruche zufolge, der böse Dämon seines Lebens! Mit Gift und Geifer bespritzte er ihn bis zum Grabe und noch über das Grab hinaus.

„Wenn i' amol nimmer bin", sagte er einst in einer Stunde tiefster seelischer Depression, „dann derzählt's der Welt, wos i' g'litt'n hob' und wia i' v'rfolgt word'n bin!"

---

meierei mußte auf ein Minimum reducirt, anstatt durch Zerdehnung zu einer Haupt- und Staatsaction verbreitert zu werden. Herr Director Mahler hat diesmal seine geniale Kraft an eine verlorene Sache gewendet. Er gebe uns den „Tannhäuser" nur in der alten Fassung wieder, womöglich zur Abwechslung einmal in einer anderen Besetzung der Hauptpartie! Herr Winkelmann muß sehr gut disponirt sein, wenn er den Tannhäuser halbwegs correct singen soll. Gestern war er seinem Helden leider nicht gewachsen. Fräulein Kurz wird vielleicht mit der Zeit eine annehmbare Elisabeth werden; vorläufig singt sie aus Nervosität noch unrein und hat mit ihrem unglücklichen Hermelinmantel zu viel zu thun, um auf den dramatischen Ausdruck gehörig achten zu können. Herr Frauscher übertrieb den braven Landgrafen zur Caricatur, indem er in jeden Ton seine andere Nuance legte. Eine Erquickung war der edle Gesang des Herrn Demuth und ein Labsal die vielen Vortragsfeinheiten im Chor und Orchester. Sehr zufrieden waren wir als strenggläubige Wagnerianer, die wir zuweilen sind, mit den zwölf Jagdhornisten und der Koppel von Hunden, doch müssen wir im Sinne des Meisters dagegen protestiren, daß die vierbeinigen Künstler sich still verhielten. „Rüdengebell" ist ausdrücklich vorgeschrieben." M. K.

Digitized by Google

Es zwingt uns, sich an dieser Stelle mit der Person und dem unheilvollen Wirken dieses Mannes, der so lange Zeit wie eine Philloxera vastatrix in den Weinbergen neudeutscher Kunst verderblich hauste, etwas näher zu befassen und zu versuchen, die Gründe klarzulegen, die es demselben ermöglichten, Jahre hindurch einen derart ungeheuerlichen Terrorismus auf Publicum und öffentliche Meinung auszuüben.

Ich will nur von Hanslick allein sprechen, denn die Andern waren doch nur „Geist von seinem Geiste", von ihm meistens irgendwie abhängige Creaturen und mußten sich, nolens volens, seinem Machtworte fügen.

In der Zeit der hochseligen liberalen Aera glaubte man in Oesterreich Alles mit Glacehandschuhen anpacken und in Allem den würdevollen, sogenannten „parlamentarischen Ton" wahren zu müssen. Wagte Einer hie und da ja ein freieres Wort, so konnte man in den nächsten fünf Zeilen — als hätte er sich bei einem Verbrechen ertappt — eine förmliche Entschuldigung dafür herauslesen, daß er sich *so etwas* unterfangen! Es schien, als fürchte man sich geradezu, ein Ding beim richtigen Namen zu nennen und auf seinen *wahren* Werth zu prüfen. So sind auch die Angriffe Hanslick-Beckmessers nie *energisch genug zurückgewiesen worden*. Man beschränkte sich auf eine lahme, sogenannte „sachliche" Abwehr, der die Furcht aus allen Poren guckte.

Aber es ist eine ganz falsche Prämisse, Leuten vom Schlage Hanslicks durch sachliche Vornehmheit, Wohlanständigkeit 2c. in der Erwiderung imponiren zu wollen; sie machen sich dieselbe zunutze, führen sie auf Furcht zurück und werden in der Folge in ihren Angriffen noch kühner und verwegener. Da gilt es vor Allem, tüchtig zurückzuschlagen und zu trachten, daß der Hieb auch fest sitze — nach des russischen Dichters Weisung:

„Nach des Feindes Schmerz darfst du nicht fragen,
Nur ob du kräftig zurückgeschlagen."

Digitized by Google

Das ist nun neuerer Zeit erfreulicherweise anders geworden. Der politische Radikalismus scheint auch hier seine erfrischende Wirkung geübt zu haben. Eines zumindest kann heute getrost ausgesprochen werden: „Ein derartiger Kampf, wie er einst gegen Wagner, Liszt und Bruckner geführt wurde, wäre heutzutage schlechterdings unmöglich!

Vor Allem hat man sich nicht gescheut, auch Herrn Hanslick beim Schopfe zu nehmen und die „Kritiken" des Herrn Hofrathes, dieses werthlose Wortgeklingel, auf ihr hohles Nichts zu prüfen und zu widerlegen. Es ist wahrhaftig keine reinliche Arbeit gewesen . . . . . .

Hanslick ist ein doppelzüngiger Zweideutler — wie schon seine widersprechenden Urtheile über Wagner beweisen —, der den Gefühlswerth der Worte wohl zu kitzeln versteht und damit auf die Unbefangenheit des Lesenden speculirt, indem er mit einem großen Aufwande von blendenden Schlagworten, Phrasen und leerem Wortgeklingel demselben sein eigenes subjectives Urtheil als sakrosanktes Gesetz zu suggeriren und aufzudrängen versucht, ergo alle daraus sich ergebenden Schlüsse sozusagen a priori mit apodiktischer Sicherheit als unanfechtbar hinstellt. Hinterher zeigt es sich, daß es Schlingen waren, um den Assensus des Lesenden gefangen zu nehmen, die sich beim nochmaligen kalten Ueberprüfen als gänzlich unhaltbar erweisen. Man hat die unbehagliche Empfindung wie nach einem geschickt ausgeführten Taschenspielerstreich. Das ist die sinnreiche Technik dieses „größten lebenden Kritikers", um sein eigenes Manco an **echtem** Kunstverständniß zu verdecken. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß der alte Negierer ein tieferes Wissen eigentlich **nie** besessen und nur mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zwischen der Scylla und Charybdis zu lavieren verstand. Wie gewandt weiß er die Fragen zu umgehen, deren Beantwortung ihn in Verlegenheit setzen würde!! Durch eine freche Bemerkung oder durch die

Digitized by Google

feierlich-tiefsinnige Berufung auf irgend eine Autorität versteht er die Sache so zu drehen und zu kehren, daß er stets von der Aureola der Gelehrsamkeit umstrahlt scheint. Er ist so recht ein Typus der literarischen Decadence. Seine Stärke ist die Phrase. Man nenne mir nur einen Artikel Hanslicks, der ein wirklich tieferes, sachliches Eingehen in das besprochene Werk bekundet; meistens geht er mit einem glatten Witze einer näheren Würdigung aus dem Wege. Er wird dort witzig, wo man eine Motivirung erwartet. In diesem — gelinde gesagt — unanständigen Vorgange zeigt er sich als der richtige Falschmünzer des Wortes.

„Dort, wo ihm die Begriffe fehlen,
Da stellt ein Witz zur rechten Zeit sich ein —"

möchte man, Goethe variirend, sagen. Wo er aber nicht witzig werden kann, dort wird er roh! Ich erinnere nur an den pöbelhaften Ton, in dem die sogenannte „Recension" von Wagners Lebenswerk: „Tristan und Isolde" gehalten ist (wobei ihm von dem berüchtigten „Spaziergänger" Daniel Spitzer verständnißinnig secundirt wurde), oder an die „Kritik" der mit rothem Herzblute geschriebenen VII. Symphonie Bruckners (der Gipfelpunkt Bruckner'scher Kunst).

Der Vorwurf der Formlosigkeit ist so ziemlich das Alpha und Omega der Hanslick'schen Kritik, wenn es sich um ein Werk Bruckners handelt. Aber wie könnte man die überwuchernde, gewaltige Phantasie Bruckners, der gleich den Giganten, die den Pelion, Ossa und Olymp aufeinanderwälzten, um den Himmel zu stürmen, Thema auf Thema übereinander thürmt, — wie könnte man — frage ich — diese ungeheuere Gestaltungskraft und diesen Reichthum an Erfindung in eine armselige, überlieferte Form zwängen wollen? Es sei nur die grandiose Structur der Finales der V. und VIII. Symphonie erinnert. Haben denn die wirklich keine „Form"? Hat vielleicht Beethoven die überlieferte Form gewahrt? Oder

Digitized by Google

Wagner in seinen Musikdramen? Hat nicht schon Mozart die von Haydn überkommene Form gesprengt und der Sonatenform den sogenannten Seitensatz eingefügt? Was heißt überhaupt Form? Regel? Gibt es einen positiven Begriff dafür? Sind sie Zweck oder Mittel? Sind sie dazu da, den Geist des Künstlers in eine spanische Zwangsjacke einzuschnüren, oder bilden sie blos eine willkommene Handhabe für den unfertigen, sich noch unfrei fühlenden Künstler, um sich ihrer nach Belieben zu bedienen, falls er durchaus nicht imstande ist, ohne sie zu schaffen?

Richard Wagner gibt in den „Meistersingern" die beste Antwort auf alle diese Fragen:

Walther Stolzing: „Wie fang' ich nach der Regel an?"

Hans Sachs: „Ihr stellt sie selbst und folgt ihr dann!"

Wo bleibt die „Form" in den letzten Sonaten Beethoven's?

Wenn daher Bruckner in seinem späteren Schaffen die überkommene Form zerbricht, so geschieht es nicht aus künstlerischem Unvermögen, sondern aus innerer Nöthigung künstlerischer Tendenz.

Es gibt wohl gewisse, im Menschengeiste selbst von Anfang als Keime ruhende Urbilder dessen, was schön oder häßlich, harmonisch oder disharmonisch ist, aber feststehende Regeln darüber, wie man diese Urformen künstlerisch zu entfalten, zu beleben und zu gestalten habe, gibt es nur in der kritischen Theorie. Für die praktische Kunst sind sie von keinem Belang. In letzter Zeit hat uns Richard Wagner auf's Neue von der großen Wahrheit überzeugt, daß „Form" und „Regel" nichts dogmatisch Feststehendes sind, sondern von jedem Genie, von jedem wahren Talente weiter ausgebildet, ja, in ganz neue Bahnen geleitet werden können. Gerade Diejenigen, welche sich am engsten und ängstlichsten an erlernte Formeln und mühsam einstudirte Theoreme anklammern,

Digitized by Google

urtheilen als Kunstkritiker am oberflächlichsten und borniertesten. Darum: „Genauer Musikgeschichte studiren, alter Nörgler!“ so möchte man dem „größten lebenden Kritiker“ zurufen; „es könnte selbst in so vorgerückten Jahren nicht schaden, sondern nur von heilbringendem Nutzen sein.“

Oder wollte vielleicht Hanslick die „Form“ in seinen „fünf Jugendliedern“ fraglichen Werthes, die er verbrochen, und denen in einem Viertelstündchen das Lebenslicht ausgeblasen wurde, interpretiren? Ah, die haben freilich Form! Nur Form! Aber leider fehlt darin — wie ein boshaftes Lästermaul meinte — der Inhalt: der köstliche Kuchen! Nichts darüber gesagt, ist Alles gesagt! Auf welche Art überhaupt dazumal von Hanslick und Consorten in Wien „Kritik“ betrieben wurde, davon nur einige kleine Pröbchen: Zur Schlußfeier der Weltausstellung 1873 führte Bruckner seine zweite Symphonie auf. Sie fand trotz der nicht gerade einwandfreien Haltung des Orchesters begeisterte Aufnahme. Hofcapellmeister Herbeck stürzte nach der Generalprobe begeistert auf Bruckner zu und apostrophirte ihn mit den Worten: „Noch habe ich Ihnen keine Complimente gemacht, aber ich sage Ihnen, wenn Brahms im Stande wäre, eine solche Symphonie zu schreiben, dann würde der Saal demolirt vor Applaus!“ Der widerliche Thersites von der „Neuen Freien“ dagegen glaubte, den Concertbericht des Blattes vor der Bruckner'schen Symphonie schließen zu müssen, um nicht, wie dieser „größte lebende Kritiker“ sich ausdrückte, der Schmach zu gedenken, die durch die Aufführung der Bruckner'schen Symphonie dem Musikvereinssaale angethan worden. (!!!) Eine zweite Gemeinheit: Bruckner war als echter Oberösterreicher ein Liebhaber von „G'selchtem mit Knödeln“ und zählte dieses zu seinen Leibgerichten. Dies hatte auch ein wichtigthuender Herr Kritiker erfahren und er beeilte sich, diese Erfahrung mit den Worten in die Welt hinauszuposaunen: Der Mensch ist, was er ißt!! Diesem zum crassen Materialisten herabgesunkenen Subjecte

Digitized by Google

erschien es als eine Unmöglichkeit, daß ein Künstler bei solcher Kost auch erhabener künstlerischer Gedanken fähig sein könne. Was muß wohl das Leibgericht dieses sauberen Kritikasters gewesen sein? Nicht ganz so sackgrob drückte sich ein sicherer Herr Gehring von der „Deutschen Zeitung", ein Gesinnungsgenosse des Pamphletisten von der „Neuen Freien Presse", aus: er begnügte sich bescheiden damit, Bruckner beiläufig „anderthalb Narren" zu nennen. Dies nur eine kleine Auslese von Argumenten, deren sich die damalige Kritik bediente. Und das gieng so fort in lieblicher Grazie . . . Diesen Kötern sind nun die Zähne ausgebrochen, sie beißen nicht mehr, und an ihrem Chorführer, Herrn Hanslick, dürfte sich vielleicht noch das Schicksal erfüllen, das er einst Richard Wagner prophezeite, als er sich zu dem ungeheuerlichen Satze verstieg: „Richard Wagner wird es noch ergehen, wie dem sagenhaften König Nebukadnezar, der sich so lange für einen Gott hielt, bis er sich in einen Ochsen verwandelte, Heu fraß und von Verdi in Musik gesetzt wurde." (Siehe: C. Wurzbach: „Biographie Richard Wagners".) So — und nun die Fenster weit auf; man fühlt ordentlich ein Drängen nach frischer Luft, wenn man sich so lange mit Herrn Hanslick und Consorten befaßt hat.

* * *

So sehr es den Anschein hatte, als sollte Bruckners Genius den feindlichen Mächten einer ebenso verständnißbaren als unfläthigen Kritik erliegen, so trat schließlich doch eine erfreuliche Wendung ein, die einen günstigen Einfluß auf das künftige Leben unseres Meisters nahm und es zum Theile völlig umgestaltete. Es war gegen Ende des Jahres 1885, als einer seiner ehemaligen Schüler, der hochbegabte A. Nikisch in Leipzig, Bruckners VII. Symphonie auf das Programm eines Concertes setzte, dessen Erträgniß der Errichtung eines Wagnerdenkmals in Leipzig gewidmet war. Seinem Beispiele folgte kurze Zeit später Hermann Lewi in München, der

Digitized by Google

Bruckner in wahrhaft herzlicher Weise zugethan war. Der Erfolg, den Bruckner selbst nicht erwartet hatte, war in beiden Städten ein ungeheurer; er wurde durch das herrliche Cis-moll-Adagio entschieden, wohl der gewaltigste Seelensang, der seit den Tagen Beethovens geschrieben worden ist. Bruckner schuf ihn unter einer unabweisbaren Vorahnung des nahen Todes Richard Wagners. Mit diesem Adagio allein hat sich Bruckner für alle Zeiten neben die größten Meister der Tonkunst gestellt. Man erinnere sich nur des wunderbar ergreifenden Schlusses auf dem Orgelpunkt. Nur zwei gleichartige Schöpfungen sind diesem Werke an die Seite zu stellen: Der Trauermarsch der „Eroica" und die unsterbliche Trauermusik aus der „Götterdämmerung". Dieses Adagio entschied auch das fernere Schicksal der Bruckner'schen Muse. Der Bann war gebrochen. Bruckner eilte von Erfolg zu Erfolg, und die Krone dieser Triumphe war wohl jener Sonnentag seines Ruhmes, da (am 12. December 1891) der Rector der Wiener Universität, gelegentlich der Ernennung Bruckners zum Ehrendoctor der Philosophie, die Ansprache an den Tonheroen mit den Worten schloß: „Ich, der Rector magnificus der Wiener Universität, beuge mich vor dem ehemaligen Unterlehrer von Windhag." Da stand der Meister im Kranze seiner 70 Jahre, starrte unbeholfen auf die feierliche Versammlung nieder, und seltsam zuckte es um den Mund des alten Herrn, halb wie Rührung halb wie Zweifel, ob denn das nicht alles nur ein Märchenspuk sei. (An diesem Tage dürfte Herrn Hanslick das Mittagessen kaum geschmeckt haben.) Leider verbrachte Bruckner den Jubeltag nicht in bester Gesundheit. Athemnoth und Wassersucht machten ihm viel zu schaffen. Doch gerade in dieser Zeit war er von einem Humor, wie in seinen besten Tagen. „Bin i' do' froh," scherzte er, „daß i' 's Wossa im Bauch und net im Kopf hob'." — — — — —

* * *

Digitized by Google

Die Zeit, die Bruckner in Bayreuth, in der nächsten Nähe seines angebeteten „Meisters" verbrachte, war vielleicht die glücklichste seines ganzen Lebens. Sein Auge leuchtete jedesmal seltsam auf, sobald er auf sie zu sprechen kam. Ueber jene Zeit sind eine Unzahl von Anekdoten im Umlauf, die ich auf ihre Wahrheit nicht prüfen will. Sie wiederzukäuen, erachte ich nicht als meine Aufgabe. Ich will mich vielmehr nur auf einige unbekannte Reminiscenzen beschränken, die ich aus Bruckners Mund selbst gehört habe und für deren Wahrheit ich einstehen kann. Sie charakterisiren so recht den kindlich-naiven Sinn Bruckners, weßhalb allein ich sie schon dem Leser nicht vorenthalten möchte.

So zum Beispiel erzählte Bruckner immer und immer wieder mit dem Ausdrucke glücklichsten Rückerinnerns, wie ihm bei seinen häufigen Morgenbesuchen im „Wahnfried" der Meister der „Nibelungen" sein kleines Töchterchen, die liebliche Eva, an der Hand führend, entgegenzukommen pflegte, wie er das „strahlende Wotanskind" emporhob und mit den komisch-ernsten Worten ihm entgegenstreckte: „Hier, Bruckner, Ihre Braut!" Nur mit Bülow konnte sich unser Meister so gar nicht vertragen. Dieser pflegte ihn nämlich fortwährend zu „heanzen", wie Bruckner sich urwüchsig ausdrückte. Auch sonst scheint eine merkwürdige Antipathie zwischen den beiden großen Geistern geherrscht zu haben. Es ist auch schwer ein größerer Gegensatz zu denken, als das kindlich-naive Gebahren Bruckners und das zum beißenden Sarkasmus hinneigende Wesen H. von Bülows — — — —

Einst kam Bruckner gegen Abend nach Wahnfried, um Richard Wagner, über dessen Einladung, zu besuchen. Er fand den Meister im Bibliothekszimmer, in einem Buche lesend, am Fenster stehen. Wagner war in sehr melancholischer, beinahe düsterer Stimmung. Im Laufe des Gespräches, da Bruckner in seiner ungesuchten und ehrlichen Weise wieder einmal der Begeisterung für den großen Dichtercomponisten Ausdruck verliehen hatte, wendete Wagner plötzlich das Haupt und frug, den

Digitized by Google

seelenvollen Wotansblick ihm tief in's Auge senkend: „Verehren Sie mich denn wirklich so sehr, Bruckner?" Da sank Bruckner auf ein Knie und antwortete, den Blick auf's Innigste erwidernd: „O Meister, ich bete Sie an!" Das sei, sagte Bruckner, der einzige Mensch gewesen, vor dem er gekniet habe! Doch habe er damit auch nur das Göttliche ehren wollen, das sich da in der Menschengestalt „Richard Wagner", der Welt offenbarte. Und wahrlich, man begreift diese an Götzendienst grenzende Verehrung Wagners. War ihm der seine greise Stirn schmückende, unvergängliche Lorbeer doch auch aus Wagner, dem Grabe Wagners (Cis-moll-Adagio) erblüht!

* * *

Vielfach falsche Vorstellungen bestehen über das Verhältniß Bruckners zum Weibe und die Rolle, welche die Liebe, diese sonst so mächtige Triebfeder im Dasein großer Künstler, in seinem Leben spielte. Eine eigentliche „Liebe", die große Leidenschaft zu einem gleichgearteten, hochgesinnten Weibe, hat Bruckner — gleich seinem Antipoden in der Kunst, Johannes Brahms — n i e gehabt. Er stand dem Weibe mit der Schüchternheit und Naivetät eines zehnjährigen Schulknaben gegenüber. Die Erklärung hiefür dürfte in seinem ganzen Lebensgange zu suchen sein. Von frühester Jugend bis in's reife Mannesalter hinauf waren Kummer und Sorge seine unzertrennlichen Begleiter gewesen; und da dürfte er wenig Lust und Neigung verspürt haben, sich nebenbei noch zum galanten Ritter auszubilden. „Zehn Stunden Clavier, drei Stunden Orgel spielen, war meine tägliche Beschäftigung; die andere Zeit blieb mir zur — Erholung." So erzählte er selbst einmal mit grausamer Selbstironie.

Und sich käuflichen Schönheiten zu nähern, davor bewahrte ihn zeitlebens ein reiner, verklärender Hauch angeborener Keuschheit. Die einzige große Liebe seines Lebens war, seinen eigenen Worten nach, die Liebe zu seiner edlen Mutter, welche er noch auf ihrem Sterbebette von Zinegger

Digitized by Google

zeichnen ließ. — Nur einmal schien es, als hätte Frau Minne tiefere Wurzeln in seinem Herzen geschlagen, und als ob Ruhe und seelisches Gleichgewicht des alternden Mannes ernstlich gefährdet werden sollten. Ich weiß darüber Folgendes zu erzählen: Bruckner verbrachte, wie so häufig, auch 1885 einen Theil seiner Sommerferien in Steyr, wo er im dortigen Pfarrhofe, bei den Pfarrherrn ein gern gesehener Gast, wohnte. Eines Tages nahm er, mit seinem schon oft erwähnten Freunde Großauer, an einem Gartenfeste in Steyr theil. Während der Musikvorträge sah er plötzlich an einem Nebentische ein blutjunges Mädchen, die Tochter ehrsamer Bürgersleute aus Linz, mit Zügen von unsagbarer Lieblichkeit sitzen. In seiner impetuosen Weise verlangte er von Großauer, derselbe möge ihn der Familie des Mädchens, mit welcher Großauer entfernt bekannt war, sofort vorstellen. Da Großauer nicht flink genug war, so übernahm es Bruckner, Großauer vorher ein „Locherl" heißend, auf originelle Weise die Vorstellung selbst herbeizuführen.

Er gieng ganz einfach an dem Tische, wo die Holde saß, rasch vorüber und warf, wie zufällig, einen Stuhl um. Die Entschuldigung, die sich vonnöthen erwies, benützte er gleich, sich aufzuführen. Und nun schien unser Bruckner wie ausgewechselt! Er tanzte mit der Lieblichen die halbe Nacht Walzer und Ländler, wie der strammste Bauernbursch im Orte, und Großauer wollte vor Verwunderung schier vergehen, als er den Meister so leicht und graziös das Tanzbein schwingen sah. Die arme Kleine aber wußte gar nicht was anfangen mit den vielen Ehrungen, die ihr der in ganz Steyr wohlbekannte Meister, welcher ihr Großvater sein konnte, im Laufe des Abends erwies. Tags darauf lud er die ganze Gesellschaft zu sich auf den Pfarrhof und spielte den andächtig Lauschenden sein Adagio aus der VIII. Symphonie vor, dessen Eingebungen ihm, wie er mir erzählte, beim „Pilsner" gekommen waren. Großauer erklärte, Bruckner noch nie mit solcher Inbrunst spielen gehört zu haben. Wie die

Digitized by Google

Sache weiter verlief, weiß ich nicht. Sogar einen Heiratsantrag soll Bruckner gemacht haben. Doch geheiratet hat er nicht. Er mochte wohl zur Einsicht gekommen sein, daß in seinem Alter es denn doch etwas zu gewagt sei, eine andere Braut zu minnen, als seine in immer gleich keuscher Schöne erstrahlende, und ihm immer gleich treu ergebene und zu Willen stehende hohe Kunst.

Fräulein Betty K. ist längst in Wien verheiratet und Mutter von drei blühenden Kindern. Und wahrlich, wer das blasse, süße Kindergesicht mit den seltsamen, halbgeöffneten, verträumten Sonnenaugen sieht, findet es begreiflich, daß es einst Bruckners Herz höher wallen machte. Ob sie sich wohl nicht manchmal mit Freude und Stolz zurückerinnert an jene seligen Mädchentage, da es ihr beschieden war, das Sinnen und Denken dieses seltenen Mannes eine Zeit lang in ihren Bann zu zwingen?

* * *

Zum Schlusse möchte ich meinen Erinnerungen noch einige Aussprüche anfügen, die Bruckner gelegentlich machte und die gewiß nichts an allgemeinem Interesse verlieren dürften, wenn ich sie hier zwanglos aneinanderreihe, ohne sie in ein System zu bringen. — Von Brahms sagte Bruckner einmal, er sei gar nicht der große Gegner Wagners, als den ihn die gewisse Clique hinstellen will; er sei vielmehr im Grunde seines Herzens ein warmer Verehrer des Meisters. Das beweisen der bekannte Brief über Bayreuth, sowie die begeisterten Worte, die er den „Meistersingern" widmet. Und wie recht hatte Bruckner! Wenn Brahms gekonnt hätte, würde er vielleicht der Erste gewesen sein, der die Hanslick-Fellinger'sche Clique, für die er nur Ekel empfinden mußte, von sich abgeschüttelt hätte. Denn schließlich war Brahms auch ein Deutscher, und ein guter obendrein! Aber er konnte eben die Propagandisten seines Ruhmes nicht Lügen strafen.

Einmal kam Bruckner in seltsam aufgeregter Stimmung ins Lehrzimmer und erzählte, er habe eben in einer Loge des

Digitized by Google

großen Musikvereinssaales verborgen beobachtet, wie Johann Strauß nach einer Probe, sich unbelauscht wähnend, ans Clavier setzte und einen Walzer concipirte. Ihm (Bruckner) habe dies solches Vergnügen bereitet, daß er gerne noch eine Stunde länger den unsichtbaren Horcher gespielt hätte. Er schätze an Johann Strauß von jeher die Genialität und Leichtigkeit der Erfindung, welche bei einer so eng begrenzten Kunstform, wie es der Walzer ist, desto bewundernswerther sei. Ein Walzer von Strauß sei ihm lieber, als eine ganze Symphonie von — — — — — — — — — — —.

Ziehrer nannte er hingegen einen musikalischen Charlatan und versicherte, es könne ihm der ganze Abend verleidet werden, wenn er sich im Prater ergehe und irgendwo einen sogenannten Ziehrer'schen „Walzer" leiern höre. Geradezu empört aber war er, als ihm einst eine Zeitungsnotiz zu Gesicht kam, worin sich Ziehrer einen Schüler Sechters (!) nennen ließ.*)

Ueber Religion und Christenthum urtheilte Bruckner freimüthiger und leidenschaftsloser, als man bei seiner tief eingewurzelten Frömmigkeit hätte vermuthen sollen. — Als wir einst mit ihm in größerer Gesellschaft den heimischen Penaten zuwanderten, kamen wir so von ungefähr auch auf Religion, Jenseits und sonstige ewige Räthsel, die das Menschendasein bewegen, zu sprechen. Auf einmal, ich wußte

*) Von den süß-bestrickenden Weisen der Lanner'schen „Werber", „Schönbrunner" u. s. w., dem sinnbethörenden Zauber Strauß'scher Walzer — von denen einst Richard Wagner sagte, sie überträfen an Anmuth und Grazie die bedenklich hohen Säulen der Pariser Boulevards — sind wir auf die Ziehrer'schen „Weana Madln" herabgekommen. Alles in dieser Richtung Rohe, Brutal-Aufdringliche, vor allem aber Dilettantisch-Freche, fasse ich in den Namen Ziehrer zusammen. Er repräsentirt so recht das gedankenlose, in Musik gesetzte österreichische Thaddädlthum. Ich werde mich mit diesem Typus der Kunstverrohung und Geschmacksverkommenheit, der seit einer Reihe von Jahren die niedrigen Instincte des „Wiener Volkes" (richtiger: Pöbels) zu Geschäftszwecken musikalisch ausschrotet, in einer demnächst erscheinenden Broschüre „Die Decadence in der Wiener Volksmusik" etwas näher befassen.

Digitized by Google

selber nicht wie es geschah, war auch die Rede von David Strauß und dessen „Leben Jesu". Und da erfuhr ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen, daß Bruckner dieses Werk gelesen hatte. Mein Erstaunen wurde aber noch größer, als ich gewahren mußte, wie ruhig und sachlich Bruckner über dieses Werk urtheilte. Mit Bruckner über diese Dinge zu sprechen, war immer ein Wagniß. Man konnte sich's unter Umständen mit ihm für alle Zeiten verderben. Dennoch wagte Einer aus unserem Kreise die kühne Frage, ob Bruckner von einem Weiterleben nach dem Tode, von einer Belohnung und Bestrafung im Jenseits überzeugt sei und weiters, ob er denn an die wunderthätige Wirkung des Gebetes thatsächlich glaube. Und Bruckner? Er gab folgende drollige Antwort: „I' wer' Ihna was sag'n: Is die G'schicht woahr, desto besser für mi'; is net woahr, no so kann m'r das Bet'n a' net schad'n." Fürwahr, ein köstlicher Beleg speculativen Christenthums: Er wollte auf alle Fälle gesichert sein. —

Im Jahre 1893 erschien in der „Neuen freien Presse" eine Reihe von Briefen Billroths an Hanslick, welche von Beschimpfungen Wagners und seiner Werke wimmelten. Die „geistigen Trotteln" flogen darin nur so herum. Ich kann mich nicht erinnern, jemals etwas Aehnliches in einem sogenannten „ersten Blatte" gelesen zu haben. Der Kutscherton und die Rohheit der Ausdrucksweise darin spotteten jeder Beschreibung. Zur Ehre Billroths sei 's angenommen, daß diese Briefe nie für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Hanslick blieb der traurige Ruhm vorbehalten, einen derartigen Act von Pietätlosigkeit zu verüben. Bruckner bezeichnete diese Veröffentlichung Hanslicks als die bodenloseste G . . . . . , die je begangen wurde; sie bezeuge nicht weniger, als daß ihr Urheber jedes ethischen und tieferen sittlichen Empfindens bar sei. Schließlich meinte er, die Beiden (Billroth und Hanslick) paßten so prächtig zu einander, wie der Deckel am Abort. —

Als Curiosität ist noch zu verzeichnen, daß sich Bruckner eine Zeit lang mit dem Gedanken trug, Abgeordneten Schönerer

Digitized by Google

seine Leiden und Verfolgungen zu klagen, damit dieser im Parlament (!) darauf aufmerksam mache und dort für ihn eintrete. — — — —

Zu wiederholtenmalen erzählte er uns auch mit einem Anfluge boshafter Ironie von seiner sogenannten „Prüfung", bei der er seine „theoretischen Fähigkeiten" zu erweisen hatte. Man traf sich in der Piaristenkirche. Professor Sechter zeichnete ein Thema von vier Takten auf, welches Herbeck, nachdem Dessoff es zu thun sich weigerte, auf acht Takte verlängerte. Dieses Thema wurde nun Bruckner übergeben. Er starrte eine Zeit lang unschlüssig auf das Blatt, und die „Prüfungcommission" wurde schon stutzig. Dann setzte er sich ruhig an die Orgel und führte das Thema in einer gewaltigen Fuge durch, zum Ueberfluß noch eine längere, freie Phantasie daranhängend. Die Commission stob auseinander. „Er hätte uns prüfen sollen", hörte man noch Herbeck im Abgehen sagen.

* * *

Das letztemal traf ich Bruckner vor der Alserkirche, als er gerade vom Hochamte kam, wo er über besonderes Ersuchen des Chordirigenten den Orgelpart versehen hatte. Da ich den Meister längere Zeit nicht gesehen hatte, so war ich auf die Verheerungen, die die Krankheit in seinem Aeußeren hervorgebracht, nicht vorbereitet. Ich war erschüttert und mußte gewaltsam an mich halten, um meiner Bewegung Herr zu werden. Bruckner war von Todesahnungen gequält. Ihn beunruhigte nur ein Gedanke, daß er seine „Neunte" nicht mehr vollenden werde: „Mit der Neunt'n hab' i' m'r a starke Arbeit auferlegt. I' hätt's net thun soll'n bei mein' Alter und meiner Kränklichkeit. Sollt' i' f' nimmer z' End' bringen, dann soll mei' Te Deum als vierter Satz verwend't werd'n. Drei Sätz' hab' i' beinah' fertig. Dieses Werk g'hört mein' Herrgott!" Beim Schottenthor trennten wir uns. — „Habe die Ehre, Herr Professor!" — „Adieu, lieber

Digitized by Google

Hruby!" — Das war mein letztes Zusammentreffen mit Anton Bruckner in dieser Welt. Ich sollte ihn erst wiedersehen als er auf dem Todtenbette lag. — Lange mußte ich den herrlichen Claudiuskopf bewundern, und unwillkürlich kam mir in den Sinn, ob der verblichene Meister nicht — in langer Folge — von jenen gewaltigen, streitbaren Völkerschaften abstamme, die einst da oben, in seiner engeren Heimat, Hof und Sitz hatten. Die Kampfnatur hatte er jedenfalls von ihnen.

Endlos dehnte sich der Leichenzug zur Kirche — Johannes Brahms, auf dessen Scheitel sich auch schon die Schatten der Vernichtung leise zu senken begannen, wohnte der Einsegnung bei. Von der Höhe ertönten die ergreifenden Trauerklänge aus der VII. Symphonie — — —

Draußen standen in voller Wichs, mit gezückten Schlägern, seine getreuen „Gaudeamus", des todten Meisters harrend, ihm noch einmal Gruß zur letzten Fahrt zu entbieten. — Dann gieng's fort zum Bahnhofe — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Schlafe in Deinem Ruhme, großer Vollbringer! dornumwob'ner deutscher Meister! — Die Worte, die einst Richard Wagner am Grabe Karl Maria von Webers sprach, können mit vollstem Rechte auch auf Dich angewendet werden: „Sieh, der Brite läßt Dir Gerechtigkeit widerfahren, es lernt Dich schätzen der Franzose; aber lieben — lieben! — kann Dich nur der Deutsche; Du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen von seinem Blute, ein Stück von seinem Herzen!" —

Wie groß Du auch als Lehrer warst, wie hoch auch Deine rein-menschliche Persönlichkeit dastand, diese Incarnation wahren Menschenthums, welches nur Deine Getreuen und Jene ganz und voll zu würdigen wußten, die Du in die wunderbaren Tiefen Deines Gemüthes — dieses Schachtes

Digitized by Google

von Güte! — schauen ließest —: ungleich höher steht das, was Du der Menschheit als neuer Seelenkünder und Pfadfinder, als berufener Priester im Reiche des Schönen, im Reiche Deiner großen Kunst gewesen, denn — so sagt Hamerling — **„Menschlich und edel ist das Gute; göttlich und unsterblich aber ist das Schöne!“**

Druck von Christian Lüders & Co., Wien, I., Wollzeile 25.

Digitized by Google

Mus 1775.15.46
Meine Erinnerungen an Anton Bruckne
Loeb Music Library BCX9333
3 2044 041 092 289

Druckfehler-Berichtigung.

Trotz sorgfältigster Durchsicht der einzelnen Bürstenabzüge, sind doch hie und da sinnstörende Druckfehler stehen geblieben.

Es ist das ein Uebel, dem man beim besten Willen nicht ausweichen kann. Um nun meinen Freunden keinen Anlaß zum Tadel und meinen geehrten Feinden kein Angriffsobject für öde Witzeleien zu geben, habe ich es unternommen, die betreffenden Textentstellungen, so weit es noch in der Möglichkeit liegt, zu berichtigen:

Auf Seite 7, vierte Zeile, fehlt hinter „Leute" das Koma, ebenso in der fünften Zeile hinter „verpflichtet". Seite 8, fünfte und sechste Zeile, hat es zu heißen, statt: „über Lehrer und Lernenden", „über allen Anwesenden". Seite 17 hat in der fünfzehnten Zeile hinter den drei Ausrufungszeichen der Schlußpunkt wegzubleiben; ebenso auf Seite 21 das Koma in der vierten Zeile hinter „plötzlich" und in der fünften Zeile hinter „Sänger". Weiters hat der Satz auf Seite 25: „Kalbeck war nämlich" u. s. w. in die Klammer zu kommen. Das letzte Wort auf Seite 30 hat ferners nicht „anklammern", sondern „klammern" zu lauten. Der Satz auf Seite 38 — achte, neunte und zehnte Zeile — ist richtig folgendermaßen zu lesen: „Ein Walzer von Strauß sei ihm lieber, als eine ganze Symphonie von — — — — — —." Endlich — der gröbste Fehler! — heißt der Satz auf Seite 39 — dritte und vierte Zeile von unten gezählt — tadellos wie folgt: „Schließlich meinte er, die Beiden (Billroth und Hanslick) paßten so prächtig zu einander, wie der Deckel zum Abort." — —

Sollte noch irgend etwas Anstoßerregendes übersehen worden sein, so bitte ich diesbezüglich den verehrten Leser um Nachsicht.

„Hört mich geduldig an und seid Vergesser
Deß', was verfehlt, so mache bald ich's besser"

will ich, Shakespeare variirend, schließen.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Drei Opern-Texte

zu vergeben

(vom Verfasser der „Erinnerungen an A. Bruckner"):

„Gothische Treue"

in drei Akten.

(Nach Felix Dahn's „Kampf um Rom". Im Mittelpunkte der Handlung steht die edle Reckengestalt des Königs Witichis.)

„Ancien regime" (Eugenie)

in einem Akt.

„Tschandala"

in einem Akt.

Demnächst erscheint:

Die Decadence in der Wiener Volksmusik

(Ziehrer, Dreschzer u. a. „Wiener Meister")

von

Carl Hrudý.

Durch die Verlagshandlung **A. Schalk.**

Digitized by Google

Druck von Christian Lüders & Co., Wien.

Digitized by Google

LOEB MUSIC LIBRARY
3 2044 043 832 088

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE FEB 3 - '51
JUN 1 1982

Digitized by Google

Digitized by Google